



Die große Liebe.

Roman von **Louise Schulze-Brück** (Nachdruck verboten)

Als Janna und Minnie in der weiten Halle des Potsdamer Bahnhofes wieder aufstiegen und sich heute durch die besonders dicke Menge der nach den Feiertagen

Jurückstromenden drängten, sah Janna plötzlich, wie eine Vision, zwei dunkle Augen unter einem Schlapphut auf sich gerichtet. Sie erschrak heftig. Freiflingen? Ob er einen Unkommenenden erwartete? Verstoßen schaute sie nach ihm aus. Seine hohe Figur war über dem Meer von Köpfen sichtbar. Er war indes allein, und sie anernte es wohl, er war um ihretwegen gekommen. Aber er kam nicht zu ihnen, begrüßte sie nicht, doch als sie den Bahnhof verließen, sah sie ihn auf der hohen Freitreppe stehen, ganz allein, und ihnen nachspähen.

Minnie hatte nichts gemerkt, und das war gut, denn sie war in den letzten Tagen oft merklich verstimmt und dann unfreundlich gegen Janna gewesen. Das war bei der immer heiteren Minnie etwas sehr Seltenes. Ein paarmal schon wollte Janna sie nach dem Grunde fragen, doch ein unbestimmtes Gefühl hielt sie davon zurück.

In diesen ersten Tagen in Berlin ging Janna wie im Traume umher. Sie hatte Mühe, in den Unterrichtsstunden den Vortragenden zu folgen. Immer wieder irrten ihre Gedanken ab, gingen zu den lektvergangenen Tagen zurück. In dem Menschengewühl, in dem sie trieb wie ein Tropfen im Meere, in den Lichterfluten der Straßen sah sie über all das Treiben und Drängen hinweg in die Einsamkeit. Sie ging dann zwischen weiten Schneefeldern in den Winterwald hinein, ging mit dem einen und fühlte wieder den frohen Schreck, als sie damals die Stimme des anderen hörte, und sie sah immer wieder den letzten Abschiedsblick Nikos, den sie noch auf sich ruhen fühlte, als sie in Berlin auf dem Bahnhof ausstieg und den anderen erblickte.

Sie fürchtete sich, Freiflingen zu begegnen. Ein paarmal hatte sie ihn aus der Entfernung gesehen. Unverkennbar war er es. Seine schwarzen Augen drohten ihr schon von fern über all die Menschen hinweg. Dann schien ihr Herz stillzutehen. Sie schauderte vor Schreck und vor einem anderen Gefühl, das sich nicht deuten wollte. Und als wieder eine

Einladung zu Liselotte kam, lehnte sie ab. Sie wollte ihn nicht sehen, nicht treffen unter den vielen.

Minnie sagte nichts, als sie den Abgabebrief las; sie sah Janna nur von der Seite an. Sie sah überhaupt nicht viel in der letzten Zeit, die sonst immer lustige, immer gesprächige Minnie, und Janna war so sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt gewesen, daß sie eine Zeitlang nicht darauf

nicht recht vertragen. Janna bekam Gewissensbisse. Sie empfand doch ein Verantwortlichkeitsgefühl für die jüngere Schwester, und sie hatte sie eigentlich unverantwortlich vernachlässigt in diesen Wochen, hatte immer nur an sich gedacht, war immer nur mit sich beschäftigt gewesen. Neuvoll umfaßte sie Minnie, aber diese machte sich fast unfreundlich los. Und da fiel es Janna ein, sie war ja auch gar nicht mehr zärtlich gewesen gegen sie. Sonst konnte sie über sie herfallen, sie stürmisch abdrücken und abküssen, ihr irgend etwas Liebes sagen. Wie lange war es schon her, daß dies nicht mehr geschehen war. Und Janna erschrak fast über sich selbst. Sie war in den letzten Wochen umhergegangen wie in einem bösen Traum. Ihre Kolleginnen hatten sie gereckt und sie hatte es achlos geschehen lassen.

Wollen wir doch nicht lieber zu Liselott gehen, Minnie? Minnie warf ihr einen schrägen Blick zu. "Wegen Freiflingen?" fragte sie. Janna fühlte, wie sie erröte. "Wegen Freiflingen?" sagte sie unsicher. "Aber Du siehst ja, ich wollte zuerst überhaupt nicht hingehen."

Minnie wandte sich scharf um. "Du weißt wohl überhaupt nicht, was Du willst, Janna", sagte sie mit so viel Härte in der Stimme, wie Janna es noch nie von ihr gehört hatte, "erst ziehst Du ihn an und kokettierst mit ihm, und dann —"

"Ach kokettiere mit ihm? Aber Minnie, was hast Du denn mir", rief Janna außer sich, "und was soll denn das alles heißen?"

"Und jetzt meidest Du ihn", fuhr Minnie ungerührt fort. "Und wie Du neulich mit Niko gewesen bist in seiner Gegenwart! Wenn ich Freiflingen wäre, das würde ich mir nicht gefallen lassen."

Janna sah da wie zer schlagen. Ein lähmendes Gefühl trock ihr bis zum Herzen. Daß Minnie so fühlen konnte, entsetzte sie förmlich. So sah sie gewiß auch andere die Sache an. Freiflingen vielleicht selber. Und was mochte Niko von ihr denken?

Schlummer aber als alles das empfand sie den eigenen Zwiespalt, denn plötzlich kam ihr ein Gedanke. Wie, wenn Minnie sich vielleicht für Freiflingen interessierte! So gereizt war sie doch sonst nicht, so scharf und bitter. Sie wagte nicht ihrer Vermutung Ausdruck zu geben. Minnie sah gar zu abweisend aus. Sie fürchtete sich auch, etwas in



Schiffsleutnant Georg von Trapp, Kommandant des österreichischen Unterseebootes „U 5“ und seine Gemahlin Frau Agathe geb. Whithead. „U 5“ torpedierte den französischen Panzerkreuzer „Leon Gambetta“. Die Gattin v. Trapps ist eine Tochter des Erbauers des ersten Unterseebootes.

achte. Aber nun fiel es ihr doch plötzlich auf. Wie sah denn Minnie überhaupt aus? Identi sch blass und elend war sie geworden in den letzten Wochen.

Janna erschrak, als sie das merkte, aber Minnie wollte es nicht zugeben. Ihr fehlte gar nichts. In Atelier streuge sie sich in der letzten Zeit mehr an, und vielleicht konnte sie auch die Berliner Luft



Worte zu kleiden, was vielleicht nur ein Schatten war. „Wollen wir übermorgen hingehen?“ murmelte sie unentschieden.

„Das kommt ganz auf Dich an“, sagte Minnie noch immer scharf. „Gehe oder gehe nicht, aber werde Dir selber klar, was Du tun willst oder nicht tun.“

Es war Janna unmöglich, zu der Stunde zu gehen. Unfähig lag sie auf der Chaiselongue in ihrem Zimmer oder tief unruhig darin auf und ab. Am Abend des zweiten Tages wickelte sie sich in einen großen Mantel und ging aus. Ohne besonderen Plan, ohne besondere Absicht, nur laufen wollte sie, nicht in der Einsamkeit ihres Zimmers grübeln über Dinge, die doch nicht zur Klarheit gelangten in ihr.

In dem Gewühl der Potsdamer Straße fühlte sie sich abgöttisch am Arm gefaßt. Sie schrat zusammen und sah sich mit blankem Gesicht um. Es war Liselotte Erzier, die sie lächelnd ansah, aber plötzlich ordentlich erschraf. „Gebhardt, wie sehen Sie denn aus? Was ist mit Ihnen, und warum haben sie noch nicht geschrieben, ob Sie kommen?“ Und dann sagte sie noch einmal mit ehrlicher Besorgnis: „Sie sehen ordentlich elend aus, was ist denn das nur mit Ihnen?“

Sie zog sie in eine stillere Seitenstraße, und als Janna etwas verwirrt versicherte, daß ihr nichts fehle, daß sie vielleicht nur in der letzten Zeit etwas nervös sei, da begann sie zu plaudern. Im Gespräch fiel Freisingens Name. Janna bemerkte es wohl, daß Liselotte sie dabei heimlich ansah. „Er arbeitet jetzt rasend“, erzählte Liselotte. „Niemand bekommt ihn zu sehen. Er sperrt sich ein, und an seiner Tür hängt ein Zettel: „Ich bin nicht zu Hause.““

Janna faßte einen Entschluß. Sie würde kommen mit Minnie. Als Liselotte gegangen war, atmete sie tief auf. Wenn er so arbeitete, dann würde er ja morgen nicht kommen. Sie wollte sich vorreden, daß diese Gewißheit sie bestimmt habe, zu Liselotte zu gehen. Aber sie wußte, daß es anders war, daß sie hoffe, ihn dort zu treffen.

Als sie am Abend ins Atelier kamen, fanden sie so ziemlich dieselbe Gesellschaft wie das erstemal. Aber es schien Janna, als ob die Lichter dunkler brannten, als ob die Fröhlichkeit gezwungen sei. Warum lachten sie nur alle, stellten sich alle heiter, da doch keine Ursache dazu war. Erst als sie Minnies vorwurfsvollen Blick auf sich fühlte, nahm sie sich zusammen. Mein Gott, war sie denn schon so weit gekommen, daß ein Mann Licht oder Dunkelheit für sie bedeutete? Sie zwang sich, heiter zu sein. Sie fühlte, wie ihre Wangen zu brennen begannen, und sie sah die bewundernden Blicke, die sie trafen. Dann plötzlich rann ein eiskalter Strom durch ihre Adern. Eine unwiderstehliche Gewalt zwang sie, sich der Tür zuzuwenden. Niemand war da. Aber wie gebannt starrte sie auf das Türschloß, ganz sicher, daß es sich öffnen mußte im nächsten Augenblick. Und als die Tür sich aufthat, da hatte sie in dieser Gewißheit Fassung genug erlangt, um lediglich ruhig in Freisingens Augen zu sehen, die sie mit solcher Sicherheit in ihren Blicke unter den vielen trafen, als habe er dieselbe Empfindung gehabt wie sie.

Nun stand Freisingen vor ihr. Rückwärtslos hatte er alle anderen fast zur Seite geschoben und streckte ihre beide Hände entgegen, während er sie immerfort zwingend anschaute. Sie fand nicht die Kraft zu widerstreben. Gehorsam legte sie ihre leise zitternden Finger in seine festen Hände, die so stark zu fassen verstanden. Er hielt sie eine kurze Zeit mit heißem Druck, dann ließ es sie fast brüsk sinken. Er hatte nichts gesprochen; nun wendete er sich mit einem Scherzwort zu Liselotte Erzier, die neben Janna saß und Freisingen ernsthaft anschaute. Als Janna aufblickte, sah sie in Minnies Augen, die mit tiefem Erschrecken auf ihr ruhten. Sie fühlte, sie mußte ganz verstört aussehen, ihr Herz hämmerte heftig, ihre Fingerringe waren eiskalt. Verflohen warf sie einen Blick ringsum. Außer Liselotte Erzier und Minnie schien niemand etwas bemerkt zu haben. Sie suchte sich zu fassen. Aber das Hämmern dauerte fort, wurde immer stärker. Freisingen hatte

sich in eine Ecke gesetzt, wie das seine Gewohnheit war; er nahm an der Unterhaltung nicht teil. Janna fühlte seine Augen unablässig auf sich, nicht eine Sekunde ließ er sie los. In ihr stieg ein starkes Glücksempfinden auf, und doch wieder die Angst, die sie stets in seiner Nähe ergriff.

Jemand sprach mit ihr, — fragte sie, sie antwortete, ohne zu wissen was. Nun war Minnie neben ihr.

„Janna“, raunte sie leise, aber heftig. „Janna, nimm Dich im Himmels willen zusammen. Was sollen denn alle hier denken?“

„Ich tue ja nichts, — was willst Du mir?“ Sie hörte ihre eigene Stimme spröde und fremd klingen.

„Es ist eine Unverschämtheit von ihm, dazu sitzen und Dich nur anzustarren“, flüsterte Minnie zornig. „Am liebsten ginge ich zu ihm hin und sagte es ihm. Und Du, wie kannst Du Dich nur so ganz hineinreißen lassen von dem Menschen?“

„Minnie, ich bitte Dich, schweig.“ So viel Pein war in Jannas Stimme, daß Minnie nichts mehr zu sagen wagte. Und Janna wußte nicht mehr, waren es Minuten, waren es Stunden, daß sie da saß wie ein Automat, mechanisch Antwort gebend auf allerhand Fragen, mechanisch Tee trinkend und Sandwiches essend. Einmal fiel ihr ein Bruchstück irgend eines Verses ein:

„Und dieser Augen Schein —
Schlug mich in bösen Vam —“

Und ihre trockenen Lippen flüsterten es immer wieder vor sich hin: „Und dieser Augen Schein — schlug mich — in — bösen — Vam.“

Und nun gab es ein Aufstehen, lebhaftes Abschiednehmen. Janna stand mit den anderen im Gedränge im engen Korridor. Hände, die sie kannte, legten den Mantel um ihre Schulter, halfen ihr den Kopfschal umzuschlingen. Nun stand sie im Freien, atmete die kalte Luft einer klaren Januarnacht. Freisingen zog ihre Hand in seinen Arm.

„Wo ist Minnie?“ stammelte Janna. „Born bei den anderen“, sagte Freisingen kurz. „Wir treffen uns im Café.“ Sie ging an seinem Arm durch die nachts stillen Straßen. Nun bog er auf einen weiten, baumbepflanzten Platz ein, den Janna nicht kannte. Hier war es sehr still, die Schritte einzelner Spätklinge schallten hohl auf dem Asphalt. Die blattofen Baumäste der Anlagen waren wunderliche zitternde Schattengebilde auf den Weg, den sie gingen. Und über Janna ergossen sich Freisingens Liebesbeteuerungen wie ein brandender Strom. Sie hörte in derselben wunderlichen Betäubung zu. Einmal murmelte sie schwach:

„Sie sind mir ein Fremder! — Ich kenne Sie nicht.“

Er küßte ihre Hand, daß sie schmerzte. „Ich kenne Dich von Anbeginn! Und wenn Du mich nicht kennst, was tut es? Wir sind für einander bestimmt von Ewigkeit. Jedes gottdene Haar Deines Hauptes ist eine Kette, die mich an Dich bindet.“

„Nein, nein —“ Er lachte ein Siegerlachen. „Sträubte Dich, wie Du willst! Heute noch, morgen noch! — Mir gehörst Du doch zuletzt, Du magst wollen oder nicht.“

Sie schüttelte den Kopf. „Nein!“

Nun lachte er zornig. „Sage nicht Nein! Zunächst Du es dem nicht in jedem Augenblick, in jedem Herzschlag? — Ich zwing Dich, zwing Dich doch. Das ist die große Liebe.“

Er zog sie an sich, fest, daß ihr der Atem verging. Aber da lärnte es um die Ecke. Der ganze Drupp kam unter lauten Scherzen die Straße entlang.

„Verflucht“, murzte Freisingen. Aber er ließ Janna los, und alle machten vor dem menschen-erfüllten Café Halt.

„Ich habe Kopfschmerzen und möchte heim“, sagte Minnies Stimme herrlich. „Laß uns einen Tara nehmen.“

Und schon hatte sie einen der wartenden Kutscher gewinkt, das Gefährt rumpelte heran.

„Komm, Janna.“ Schon saß Minnie im Wagen, hatte Janna auf den Sitz neben sich gezogen. Und der müde Kleyper zog willkürlich an.

„Adieu, adieu!“ Mit einem tiefen, seufzenden Aufatmen sank Janna in die harten Ledertissen zurück. Minnie saß neben ihr, sie schaute geradeaus, kein Blick ging zu Janna. — Ohne Worte stiegen sie die Treppe hinauf, kleideten sich in dem engen gemeinamen Schlafzimmer aus. Ehe Minnie das Licht löschte, hob Janna noch einmal den Kopf aus den Rippen.

„Gute Nacht, Minnie“, sagte sie mit müder schwerer Stimme.

Da sprang Minnie aus dem Bett und umschlang Janna mit beiden Armen.

„Janna, Janna! — Was tust Du! Wohin soll das führen? Was kam Dir der fremde Mann sein? Den Du nicht kennst, von dem Du nichts weißt, nichts! Nicht mehr als seinen Namen, Janna! Weißt Du nicht mehr, wie elend Du schon einmal gewesen bist? Damals glaubtest Du eine Stütze zu finden und es war eine Kette. Und heute? Heute ist's vielleicht schlimmeres.“

„Was wissen wir Mädchen von dem Mann, den wir lieben“, murmelte Janna.

„Wie kannst Du ihn lieben, Janna?“ rief Minnie weinend. „Wir sind doch keine Bacchische, die sich in ein paar feurige Augen verlieben, in einen Künstlerkopf! Und Du liebst ihn ja gar nicht, Janna! Du hast Furcht vor ihm. Du bist wie eine Fliege, die im Netz einer Spinne zappelt. Du bist gelähmt unter seinem Blick, Du folgst ihm fast willenlos. Du wärest auch noch mit ins Café gegangen, hättest dagesessen, von seinen Augen geblannt, ohne daran zu denken, daß all die anderen auf Euch schauen, ihre Glöfen machen. Du, Janna, die sonst so sehr alles verachtet.“

Sie warf sich auf Jannas Bett und weinte heiß und bitter. Janna lag still und mit starren Augen. Und plötzlich hob Minnie den Kopf und sagte flüsternd, während ein brennendes Rot in ihre Wangen stieg:

„Und Niko? Weißt Du denn, was Du Niko antust, Janna?“

Janna schrak zusammen. Aufmerksam sah sie nach Minnie, die sich schon abwendete.

„Niko?“

Und während sie die Schwester betrachtete, ging es ihr wie eine Erleuchtung durch den Sinn. Niko? Minnie liebte Niko? Darum war sie während der letzten Wochen so ungleich gewesen, so launisch und verflohen. Und selbstam. Sie empfand diese Erkenntnis wie einen scharfen Schmerz. Minnie schien ihr Gedanken zu erraten.

„Niko liebt Dich so sehr“, flüsterte sie. „Und Du verrätst seine Liebe um diesen Menschen, der Dich nimmt, wie man ein willenloses Ding nimmt, das sich nicht wehren kann.“

Sie rüttelte Janna heftig am Arm. „Wach doch auf, aus dem Tannel, Janna! Mach doch Deine Augen auf, gehe nicht wie ein Blinden in Dein Verderben, überlaß Dich ihm nicht wie, wie —“

Sie umschlang Janna und drückte sie heftig an sich. Ihre Tränen feuchteten Jannas Wangen. Aber diese lag still und fast teilnahmslos. Und mit schwerem Aufseufzen löschte Minnie endlich das Licht.

Als ihre tiefen Auenzüge nach langem Warten Janna verrieten, daß sie eingeschlafen war, richtete sie sich in ihrem Bette auf und sah mit starren Augen in die Dunkelheit. Wie hatte Minnie gesagt? „Er nimmt Dich wie ein willenloses Ding, das sich nicht wehren kann.“ Ja, das tat er! Zwingen wollte er sie zu sich, ob mit, ob ohne ihren Willen. Nezt, wo seine Nähe sie nicht beeinflusste, empfand sie deutlich diesen Zwang. Empfund ihn neben jenem anderen Gefühl, das sie so stark zu ihm hinstieg. Und wieder fühlte sie dies Hämmern und Bohren in ihrem Herzen, in ihren Schläfen, das immer stärker wurde, — immer stärker.

14. Kapitel.

Als Minnie am anderen Morgen erwachte, lag Zanna mit roten Wangen und angstvoll geöffneten Augen starr nach ihr hinschauend. Erschrocken sprang sie aus dem Bett. Auf ihre besorgte Frage kam eine wirre Antwort. Der Arzt, der schnell zur Stelle war, machte ein bedenkliches Gesicht. Minnie saß den ganzen Tag am Bett der Schwester, legte kühle Umschläge auf die glühende Stirn und horchte auf die kranken Reden. Immer war's daselbe: Furcht vor Freisingen, und dazwischen Liebesworte; dann rief sie nach Tante Rosine, hatte ein Schmeichelwort für Minnie. Am Abend, als das Fieber stark gestiegen war, kam ein Brief für Zanna. Minnie betrachtete die große, feste Handschrift mit den eigenwilligen Haken und Bogen. Auf der Rückseite stand die Adresse Freisingens. Hagerfüllt sah Minnie den Brief an. Dann steckte sie ihn in ein Kuvert, mit kurzen Worten Freisingen von Zannas Krankheit benachrichtigend.

Am nächsten Tag ordnete der Arzt Zannas Ueberführung in ein Krankenhaus an. Und so gem Minnie sie selbst gepflegt hätte, sie mußte sich fügen. Denn die Kranke, die bis dahin ruhig gelegen hatte, wurde plötzlich unruhig, versuchte aus dem Bett zu springen, rief unaufhörlich nach Freisingen. Gerade als die Bahre mit der traurigen Last die Treppe hinauf nach dem wartenden Krankenvagen transportiert wurde und Minnie unter strömenden Tränen hindendrin ging, um mit nach dem Krankenhaus zu fahren, kam Freisingen. In Sprüngen stürzte er die Treppe hinauf, aber plötzlich blieb er wie erstarrt stehen, als er die Träger und Minnie sah. „Fräulein Gebhardt“, stammelte er, leichenbläß werdend.

Minnie sah ihn fast mit Haß an. „Wir bringen sie eben fort“, sagte sie leise. „Daran sind Sie schuld, Sie ganz allein.“

„Ich?“
„Ja, Sie!“
Obne eine weitere Erklärung ging sie an ihn vorüber und ließ ihn auf der Treppe stehen.

Als Minnie zu der Kranken einstieg, warf sie noch einen Blick zurück. Freisingen war noch nicht aus der Haustür gekommen — der Schlag hatte getroffen, den sie geführt hatte. Und sie, die sonst keinen Wurm zertreten konnte, empfand eine fast stolze Gemüthung darüber.

Als sie nach einigen Stunden zurückkam — es war schon dunkel geworden — trat ihr im Hausflur ein Mann entgegen — Freisingen. Kalt wandte sie sich zur Treppe, aber er vertrat ihr den Weg.

„Fräulein Gebhardt, ich bitte Sie — —“
Er sprach es leise, sie sah ihm den Zwang an, den er sich auferlegte, um nicht heftig zu werden. Sie blieb stehen und sah ihn wortlos an.

„Ich bitte Sie?“ wiederholte er, seine Stimme zitterte. „Wie steht es? Follern sie mich nicht. Was fehlt ihr, wie kam es?“

„Sie hat starkes Fieber, die Aerzte wissen noch nicht, was sich daraus entwickelt“, sagte Minnie kurz. „Sie muß eine furchtbare Aufregung gehabt haben. Sie war ja auch die ganzen letzten Wochen schon erregt, verändert.“

Sie brach ab. Freisingen hatte eine Bewegung gemacht, als wolle er ihre Hand ergreifen. Sie zog sie mit feindslichem Blick zurück.

„Fräulein Gebhardt“, sagte er mit einem seltsamen Ausdruck. „Wissen Sie, daß ich Ihre Schwester liebe?“

Minnie zuckte zusammen: „Sie lieben meine Schwester“, sagte sie schneidend. „Sie kennen sie ja gar nicht.“

Freisingen lächelte. Und Minnie fühlte dieses Lächeln fast wie eine Beleidigung. Verlekt wendete sie sich zur Treppe:

„Hier ist wohl nicht der Ort zu derartigen Erörterungen.“

Doch er ließ sich nicht so leicht abweisen. Er vertrat ihr rückfistlos den Weg: „Darauf kann es in einem solchen Augenblick nicht ankommen“, sagte er zornig.

„Ihnen vielleicht nicht“, entgegnete Minnie scharf und verächtlich. „Aber mir. Und ich will nicht mit Ihnen sprechen.“

Er zuckte nur doch zusammen. „Warum nicht?“ rief er erregt. „Das zu erfahren ist wohl mein Recht.“

„Sie können es erfahren“, rief Minnie. Alle Erregung der letzten Tage brach sich plötzlich Bahn. Sie war bis in die Lippen erbläßt und sah mit zornfunkelnden Augen Freisingen an, der betroffen ein wenig zurückwich. „Weil Sie meine Schwester peinigen“, rief sie außer sich. „Weil sie sich in einer Weise an sie drängen, die eines Ehrenmannes unwürdig ist! Und das hat Zanna auch empfunden. Das hat sie so krank gemacht.“ Sie sah ihn nicht mehr an. Eilig lief sie die Treppe hinan. Und sie atmete tief auf, als die Korridortür hinter ihr ins Schloß fiel.

(Fortsetzung folgt.)

Die Frau Gräfin.

Roman von Bruno Wagener.

(8. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Und Du wohl nicht, Mutting?“ fragte Lutzmüller zurück. „In allen Läden hast Du's schon gesagt. Warum schickst sie uns denn sonst alle Kataloge von den Wäschegechäften und den Möbelhandlungen ins Haus? Und Hermine ihre Freundinnen, die sich sonst für viel zu fein hielten, kommen mit einem Male gelaufen, damit sie man ja zur Hochzeit eingeladen werden. Ne, Mutting, da haben wir uns alle beide nichts vorzuwerfen.“

Hemming hatte Messer und Gabel hingelegt und die Serviette durch den Ring gezogen.

Dann sagte er: „Sie haben recht, mein lieber Herr Lutzmüller; es ist die höchste Zeit, mit der Heimlichkeit ein Ende zu machen. Ich habe gestern an meinen Onkel, der, wie Sie wissen, das Familienoberhaupt der gräflichen Linie der Broctdorffs ist, geschrieben und ihn gebeten, mir mitzutheilen, wenn mein Besuch ihm angenehm ist. Sobald ich ihm die Verlobung angezeigt habe, brauchen wir auch der Welt gegenüber kein Geheimnis mehr daraus zu machen. Ich denke, in einigen Tagen wird alles erledigt sein.“

Frau Lutzmüller machte ein sehr befriedigtes Gesicht.

„Das ist man endlich vernünftig, Herr Schwiegersohn. Das lange Getriebe mag ich nun schon gar nicht. Und das Beste wäre schon, Sie nähmen Hermine gleich mit zu dem Herrn Onkel. Das seidene Kleid hat sie doch nun schon, und gefallen wird sie dem Herrn Onkel darin, da können Sie sicher sein. Wer weiß, wozu's gut ist?“

Er suchte ihr das auszuwerden, aber sie ließ nur widerstrebend von der Idee ab. Im Stillen hatte sie gehofft, der Graf würde von der Braut seines Neffen so entzückt sein, daß er der jungen schönen Gräfin ein besonders kostbares Hochzeitsgeschenk machte. Sie erdachte sich, weil Hemming von der gemeinsamen Reise nichts wissen wollte.

„Was ist denn dabei, wenn ein Brautpaar mal allein reist? Sie wollen ja doch heiraten, und dann fragt kein Mensch mehr danach. Aber wenn Sie denn schon mal so sind, dann kann ich ja mitreisen. Dann kann keiner was sagen.“

Hemming erschrak ordentlich bei dem Gedanken und lehnte bestimmt ab.

„Und dann will ich Ihnen mal gleich eins sagen“, trümpfte sie pikirt auf. „Lange Verlobungen kann ich auf den Tod nicht leiden. Wir haben jetzt Juni. Für die Aussteuer brauchen wir nicht viel Zeit. Das wird alles fertig gekauft. Ich fahre dazu extra mit Hermine nach Hamburg. Und dann, mein' ich, kann die Hochzeit im August sein. Das ist schon lange genug. Unser anderes Brautpaar kann noch warten. Zwei Hochzeiten sind mir zu viel auf einmal.“

Das kam Hennings Wünschen geradeu Wegs entgegen. Er sah mit Schmeichelei dem Tage ent-

gegen, da er seine schöne junge Braut ganz allein für sich haben sollte. Ihn war es immer, als passe sie in diese Umgebung gar nicht hinein. Und wenn sie erst ganz ihm gehörte, dann würde sie schnell genug erkennen, wie viel freier und schöner die Welt war, in die er sie einführen wollte.

Alle seine Bedenken, die er noch heute nachmittag gehabt, verlogen ihm bei dieser Aussicht. Er reichte Frau Lutzmüller dankbar die Hand und sagte: „Wie gut sie sind, liebe Schwiegermama.“

18. Kapitel.

Hemming war verstimmt von der Reise nach Wehlenburg zurückgekommen. Hermine hatte es ihm sofort auf dem Bahnhof angedeutet, von wo sie ihn mit Magda abgeholt hatte.

Er selbst hatte es nicht anders erwartet, als daß der alte Herr, das Familienoberhaupt der älteren Linie der Grafen von Broctdorff, sich ein wenig sträubte. Aber auf eine so entschiedene Ablehnung war er doch nicht gefaßt gewesen.

Der Theim hatte stets etwas auf den Neffen gehalten. So selten man sich gesehen hatte, Hemming hatte immer das Gefühl gehabt, daß der alte Herr ihn besonders wohl wollte.

Die erste leise Spannung hatte es gegeben, als er seinen Entschluß kund getan, Bildhauer zu werden. Allmählich hatte sich das wieder ausgeglichen. Denn die Erbinbildungen, die der alte Herr heimlich nach dem Sohne seines verstorbenen Veters hatte einziehen lassen, waren so günstig beantwortet worden, daß der Graf sich halbwegs ausgeöhnt hatte mit dem Entschlusse des Neffen.

Dieses Mal war das ganz anders gewesen. Eine tiefe Verbitterung hatte über dem Weien des alten Herrn gelegen, schon als Hemming in Wehlenburg angekommen war.

Ehe er selbst dazu gekommen war, von seiner eigenen Sache zu sprechen, hatte der Onkel ihn schweigend an seine Brust gezogen und ihm dann mit großen traurigen Augen lange angesehen. Und dann hatte er ihm von dem tiefen Leid erzählt, das ihm sein jüngster Sohn durch seine Heirat mit einem Mädchen bereitet hatte, das durch seine pikante Schönheit in den Kreisen der Berliner Lebewelt ebenso berühmt war, wie durch seine leichtfertigen Sitten.

Mit unverhöhnlicher Härte hatte der Graf geschlossen: „Dieser Sohn hat aufgehört, für mich zu existieren. Könnte ich es erreichen, daß ihn das Recht entzogen würde, meinen Namen fortzuführen, bei Gott, ich gäbe den Rest meines Lebens dafür hin. Ein Broctdorff, der seine Ehre besudelt, wäre besser tot. Für mich lebt er nicht mehr.“

Hemming hatte diese Gefühle des tief gekränkten alten Edelmannes wohl verstehen können, und darum war es ihm doppelt schwer gefallen, seine Sache vorzubringen. Aber der Fall lag doch schließlich ganz anders. Hermine war eine Bürgerliche. Aber an ihrem Ruf und an dem Namen ihrer Familie haftete kein Matel. Und doch waren Hemming selbst die Vorurteile seiner Kreise viel zu vertraut, als daß er sich nicht hätte sagen müssen, daß der Theim an seinem Vorhaben den schwersten Anstoß nehmen mußte.

Am zweiten Tag hatte er den Grafen um eine Unterredung gebeten, und dann hatte er ihn in dem feinen, wappengeschmückten Sichenstuhle in der alten Schlossbibliothek gegenübergeessen und sein Anliegen vorgebracht.

Bei dem ersten Worte, das er von Hermine sagte, hatte ihn der Graf mit seinen Falkenaugen angesehen, als wollte er ihn durchbohren. Dann hatte er das Haupt in die Hand gestützt und schweigend zugehört.

Als Hemming seinen Bericht beendet, war der Alte aufgestanden und an eines der hohen Regale an der Wand getreten. Aus einer großen Wappe hatte er ein auf Leinwand aufgezogenes Blatt genommen und es auf dem Diplomatentische ausgebreitet, — den Stammbaum der Familie. Und wie ein tiefes Grollen war es denn hervorgekommen, als er den Neffen fragte:

„Weißt Du, was das ist, Henning Graf von Brockdorff? Die Chrentafel Deines Hauses? Mann an Mann, und jeder rein und untadelig. Kein Name, der da nicht hineingehört. Und wo einmal ein Reis an Baume faul ward, da hat der Aelteste des Stammes es ausgemerzt, und der Name ward nie wieder genannt. Sieh hierhin, Henning, Deines Urgrofvaters Name — und Deines Großvaters, Deines Vaters, und daneben die ihrer Frauen. Sie waren alle aus adeligen Blut, — ebenbürtig dem Manne, dem sie ihre Hand reichten für's Leben. Und hier mein eigener Name, und darunter — sieh genau hin, Henning! — Der Name des Grafen Erich, meines Sohnes — — und dort — —“

Ein leises Schluchzen quoll aus der Kehle des Greises, und die Hand zitterte, als sie auf den Stammbaum wies.

„Und dort — — ich habe ihn mit eigener Hand ausgestrichen, — getilgt aus der Reihe der Untadeligen. Und er war doch mein Sohn!“

Mit einer Aufwallung heißen Empfindens hatte Henning seinen Arm um die Schulter des alten Mannes gelegt und in ehrerbietigem Staube seine Wangen berührt.

Da hatte der Greis sich aufgerichtet und ihn fest angesehen: „Mein Stamm erlischt mit mir. Der jüngere Sohn verstorben, verlor — — der ältere Sohn ohne Erben und ohne Aussicht, je einen Sohn zu haben. Du bist die Hoffnung meines Alters! Du bist der Erbe des Hauses! Willst Du unsere Hoffnung täuschen, Deines Hauses Zukunft zu Schanden werden lassen?“

Sie standen einander gegenüber — Mann gegen Mann. Der Alte mit dem lang auf die Brust herabwallenden, weißen Barte wie ein Neffe aus Tagen der Vergangenheit, wie sie da in Eisenrahmen in stählerner Rüstung an den Wänden hingen und heriederstauten auf die Zeit, — und der Junge mit dem offenen, ehrlichen Gesicht und der frischen, unverdorbenen Kraft, der die Zukunft gehörte!

Da schüttelte Henning den Bann von sich ab, mit dem die felerlichen Worte des andern ihn umfangen hatten, und sagte mit fester Stimme:

„Hermine ist meine Braut, Sie hat mein Wort, und welcher Brockdorff hätte je sein Wort gebrochen? Du hast recht, sie ist eine Bürgerstochter. Aber wohnt Ehre, Tugend, Reinheit nur bei uns, die wir uns ablig nennen? Wenn Du sie kennst . . .“

Der alte Herr fiel ihm ins Wort.

„Wenn ich daran zweifelte, Henning, so würde ich die Feder nehmen und mit meinem Recht als Haupt unseres Stammes Deinen Namen tilgen in jener Reihe, wie ich einen andern dort für alle Zeit ausgelöscht habe! Ich weiß, Du wirst keine Wahl treffen, die Dir Schande bereitet. Nicht darum handelt es sich. Meinst Du, ich wüßte nicht, der ich als alter Offizier mit den Bauernsöhnen und den Bürgern und Arbeitern unserer Städte Schulter an Schulter meines Königs Schlachten geschlagen und selbst das Eisene Kreuz auf manch bürgerliche Brust geheset, — meinst Du, ich wüßte nicht, daß wir als Menschen vor Gottes Thron alle gleich geachtet sind? Und dennoch ist es heilsam und von Gott gewollte Ordnung, daß Gleich zu Gleich sich geselle. Und ich werde meine Hand nicht dazu verleihen, zu zerstören, was durch Jahrhunderte zum festen Bau sich fügte.“

Er nahm aus der Reihe der dicken, in Pergament gebundenen Bände einen heraus.

„Hier stehen die alten Sagen unseres Hauses, wie sie von den Vätern uns überkommen sind. Und hier der Erbvertrag, der zwischen den verschiedenen Linien unseres Geschlechtes geschlossen ward und mit des Königs Genehmigung und Siegel seine Bestätigung gefunden hat. Als Du zum ersten Male das heilige Abendmahl genommen hast, Henning, da habe ich Dir dieses Buch gezeigt und Dir seinen Sinn erklärt. Und mir war damals, als hätte der Anab mich verstanden. Dem Manne will ich jetzt wiederholen, was hier steht. Das Oberhaupt der Familie soll sein und des Geschlechtes Ehre und Ansehen schirmen und wahren und auf dem alten Stammsitze als der Herr schalten und walten als

ein treuer Haushalter der Familie der Grafen von Brockdorff allezeit der älteste Sohn der jeweiligen ältesten Linie. Nur wenn ein Sohn unseres Hauses ehelos handelt und den Hause Schande bereitet, — oder wenn er als Verchwender entmündigt wird, so sollen die Aeltesten der Familie ihn seines Rechtes entheben. Und wenn er eine Frau heimführt, die nicht aus ebenbürtigem Adel stammt, soll sein Recht ruhen, so lange seine Ehe besteht, und seine Kinder aus dieser Ehe sollen nicht erberechtigt sein. So will es die ehrwürdige Ordnung unseres Hauses. Du kennst sie, Henning. Nun geh' und berate Dich mit Dir selbst. Was Du auch beschließen magst, des Hauses Ordnung kannst Du nicht umstürzen. Sie bleibt bestehen als ehernes Gesetz, Du hast die Wahl, Dich ihr zu beugen oder Dich und die Deinen für alle Zeiten auszuschließen von allem Anteil an der Familie, deren Namen Du trägst.“

Er legte dem jungen Sproß seines Stammes die Hände auf die Schultern und sah ihn mit seinen ernsten Augen an, — lange und eindringlich.

„Mein Junge, wie Du Deinen Vater gleichst!“ sagte er dann. Er seufzte tief. „Gott helfe Dir! Und nun geh' . . .“

Am nächsten Tage hatte Henning Wehlenburg verlassen. Der Bruch zwischen ihm und der Familie war unwiderrücklich.

Nun saß Henning wieder im „Dleanderbaum“ in dem wohlbestaunten Wohnzimmer mit der geschmacklosen Einrichtung, und nie hatte er sich so unbehaglich gefühlt unter dem Kreuz und Querfragen seiner Braut und seiner künftigen Schwiegermutter.

Er gab nur einsilbige Antworten. Er scheute sich, ihnen zu erzählen, was zwischen ihm und dem Dheim gesprochen war. Sie würden die Denkart dieses stolzen Edelmannes ja nie verstanden haben. Ihnen mochte als hochmütiger Dinkel erscheinen, was doch in Wahrheit nur eine in den Jahrhunderten emporgewachsene Weltanschauung war. Eine Weltanschauung, die Henning begriff und die ihm Wert hatte, auch wenn er sie nicht mehr teilte. Er wollte sie nicht der taktlosen Kritik von Leuten aussetzen, denen alles das in weltentfernter Weite stand.

Aber schon, was er an Tatsächlichem mitteilte, genigte vollkommen, um seine Braut in die äbste Stimmung zu versetzen. Er hatte ihr gar nicht gesagt, daß ihm die Hoffnung auf das Majorat in diesen Tagen näher gestanden hatte, als er selbst geahnt, und daß er auf alles verzichtet hatte.

Sie sollte nie erfahren, wie schwer, wie unendlich schwer ihm das Opfer geworden. Sie hätte es vielleicht nicht einmal begriffen. So mußte er denn all die höhnischen Bemerkungen über sich ergehen lassen, mit denen Hermine seine Verwandtschaft dafür beehrte, daß sie sich zu gut dünkte, ein Bürgermädchen in ihren Kreis aufzunehmen.

Als es ihm schließlich zuviel wurde, stand er auf und ging auf sein Zimmer.

Am Tage darauf stand die Verlobungsanzeige in den Zeitungen und gingen die Karten in die Welt. Aus Wehlenburg kam sie zwei Tage später zurück.

„Annahme verweigert“, hatte der Majoratsherr mit seiner großen, steifen Handschrift darauf geschrieben.

Und nun die Brautvisiten! Wäre es nach Luckmüllers gegang, so hätte der gräfliche Schwiegerjohn mit der Tochter des Hauses bei allen Gästen der Stammtischrunde, bei allen Lieferanten und Kunden Besuch machen müssen. Aber darin blieb Henning hartnäckig. Nur die nächsten Verwandten wurden auf die Liste gesetzt.

Dafür kam desto mehr Besuch ins Haus, und Kaya Luckmüller glänzte vor Freude; denn so stark war der Stammtisch selten besetzt wie in diesen Tagen, und Henning war gütig genug, dem künftigen Schwiegervater die Freude zu machen, sich unter die Gäste zu setzen und mit ihnen anzustehen.

Auch von Peterswohde war ein Glückwunsch gekommen, freilich nur kurz auf den Visitenarten des

freierlichen Paars. Auf diese Gratulation hatte Hermine in besonderer Spannung gewartet. Sie war ihr eine Art Genuß nach der süßsten Absehung durch die gräfliche Verwandtschaft. Und jetzt brante sie darauf, in Peterswohde Besuch zu machen.

Henning dagegen hatte dazu nicht die mindeste Lust. Der Bekter war ihm seit dem letzten Zusammentreffen noch unympathischer als früher, selbst wenn er ihm seine taktlose Bemerkung von neulich nicht nachtragen wollte, da der Freiherr offenbar angetrunken gewesen war.

Und die Baronin? — Daß Hermine einmal kurze Zeit in ihren Diensten gestanden hatte, wäre schließlich kein Hinderungsgrund gewesen. Um so weniger, als Hermine, wie sie selbst immer wieder versicherte, nur zur Erlernung des feineren Haushaltes dort gewesen war. Und trotzdem regte sich in Henning eine unerklärliche Ehen, der Baronin seine Braut zuzuführen, — und ein Gefühl, als begehe er damit ein Unrecht an der Frau, an die er mit aufrichtiger Verehrung dachte.

Aber Hermine setzte ihren Willen durch. Was hatte ihr Frau Luckmüller gleich gesagt? Vor der Ehe mußte die Frau ihre Ueberlegenheit über den Mann gewinnen; nachher war es meist zu spät dazu. Nur schlau mußte man es anfangen, daß der Mann es gar nicht merkte. Und das verstand Hermine.

Am einen Sonntag Vormittag fuhren sie nach dem Gut. Nicht mit der Eisenbahn, wie Henning es vorgeschlagen. Das war Hermine nicht fein genug. Vielleicht war auf der Bahnhstation nicht einmal ein ordentlicher Wagen zu haben. Deshalb wurde beim Natsfahrrern ein feiner Landauer bestellt, ganz nobel mit Diener in blauem Rock und Zylinder. Und Hermine zog das neue blaue Staatskleid an, mit dem durchbrochenen Spitzeneinsatz, der die Büste leise durchschimmern ließ, und um die Schultern legte sie den breiten Hermelinutragen, weil es Regenwetter war und sie sich im Wagen erkälten konnte; und auf dem Kopfe saß ein riesengroßer Hut mit wallenden weißen Straußeneedern.

So rauschte sie an ihrem Verlobten vorbei, der am Wagenschlag stand. Und Frau Luckmüller stand in der Haustür und wunderverste.

„Nein, wie das Kind ansieht! Wie eine wirkliche Prinzessin! Und was das alles gekostet hat! Die teuren Federn und der feine Kragen! O Gott, o Gott, was das alles ein Stück Geld gekostet hat!“

So fuhren sie nun in geschlossenen Wagen, während draußen der Regen rieselte, zwei Stunden über Land, um ihren Besuch in Peterswohde zu machen.

19. Kapitel.

Es waren häßliche Tage gewesen, die Gisela von Brockdorff durchgemacht hatte. Ihr Mann hatte große Verluste beim Nennen in Hamburg gehabt. Die Pferde, die er laufen ließ, hatten vollkommen verjagt, und dazu kam, daß es ihm nirgendwo gelingen wollte, Varnittel flüssig zu machen, die er für seine kostspielige Wirtschaft dringend nötig gebraucht.

Das Geld für den abgeholzen Schwald war längst fort, die Ernte schon auf dem Salme verkauft. Und nun diese großen Verlustsummen auf dem grünen Rasen. Das Messer saß ihm geradezu an der Kehle.

In seiner Not hatte der Baron sich an seinen Schwiegervater nach Wien gewandt. Der hatte schon ein paar Mal ansgeholfen.

Aber dieses Mal kam eine runde Abgabe. Er bedauerte sehr, nichts mehr für den Schwiegerjohn tun zu können, aber es sei ihm unmöglich. Seine Gelder seien im Bankgeschäft völlig festgelegt und bei der ungünstigen Konjunktur sei es ganz unmöglich, dem Geschäft Mittel zu entziehen, die dort dringend gebraucht würden.

Neberdies habe Gisela ihr Erbteil bei der Verheiratung ausgezahlt erhalten. Die eine Hälfte sei doch auf Peterswohde eingetragen, und wenn auch

die andere Hälfte des Kapitals sichergestellt sei, so würde Gisela ihrem Manne doch gewiß gern die Zinsen zur Verfügung stellen.

Während war Eberhard von Broctdorf zu seiner Frau gekommen und hatte den Brief vor ihr auf den Tisch geworfen. Und dann hatte es eine fener schrecklichen Szenen gegeben, in denen er ihr in roher Weise vorwarf, daß er mit seiner Ehe die größte Dummheit seines Lebens gemacht habe.

Und das Ende war wieder einmal gewesen, daß sie ihm eine Bürgschaft unter Verpfändung eines Teiles ihres Vermögens ausgestellt hatte, an das er nicht herankamte. Sein Schwiegervater, von dem er noch etwas erhoffte, war für ihn unerreichtbar. Immerhin bekam er auf die Bürgschaft seiner Frau ja vielleicht noch einmal Geld, wenn auch nur die Hälfte des Betrages, den er den Gläubigern verschreiben mußte.

In diesen trüben Tagen flüchtete sich die arme Frau in die Einsamkeit ihres Zimmers und zu ihrem Kinde. Wenn sie das nicht gehabt, hätte sie nicht mehr leben können. Sie fühlte sich so unglücklich elend in ihrer Ehe, aber sie trug ihr Leid im Stillen. Nicht einmal den Eltern schrieb sie davon.

In dieser Zeit war die Verlobungsanzeige gekommen, die sie mit einem tiefen Erschrecken gelesen hatte. Wie war das möglich? Henning von Broctdorf und Hermine Luchtmüller. Diese Hermine kannte sie ja. Die Schönheit des Mädchens hatte es ihr anfangs ganz angetan gehabt. Es war ihr eine Freude gewesen, dieses schöne Geschöpf um sich zu haben. Bald genug aber hatte sie mit Schrecken gesehen, mit welcher klugen Berechnung das gefällige Mädchen nach allen Männern seine Netze stellte. Und schließlich sogar nach ihrem eigenen Gatten.

Und nun hatte sie wirklich ihr Ziel erreicht. Graf Henning von Broctdorf war ihr Verlobter.

Es tat der stillen Frau im Herzen wehe, wenn sie an Henning dachte. Er hatte ihr so gut gefallen, als er neulich seinen Besuch machte. In seinem Wesen lag eine so frische Männlichkeit und dabei doch etwas beinahe kindlich Einfaches, das ihm sogleich ihr Herz gewonnen hatte: Wenn sie ihm doch helfen könnte! Aber wie sollte sie es anfangen?

Am Sonntag morgen war sie in der Kirche gewesen. Ganz allein hatte sie in dem gutsherrlichen Stuhle gesessen, in dem es immer halb dunkel war, besonders an solchen Regentagen, wo die Tropfen an die grünlichen Fenster der kleinen Dorfkirche klatschten, während die Orgel leise spielte und der alte Pastor von der Kanzel herab in seiner milden Weise sprach.

Sie hatte nicht auf die Predigt geachtet. Sie war nur gekommen, um unter all den Menschen einsam für sich zu sein und zu ihrem Gott zu beten. Dabei war ihr so feierlich zu Mute und sie trug stets neuen Trost mit nach Hause. Heute hatte sie nicht bloß für sich selbst und ihre Eltern und ihr Kind und für ihren Mann gebetet, wie sie es immer tat. Sie hatte auch Henning in ihr Gebet eingeschlossen.

Dann war sie still nach Hause gegangen ohne Begleitung, dicht in den Regenmantel gehüllt, auf der nassen lehmigen Landstraße. Und die Bauern hatten sich nach ihr umgesehen. Gott bewahr mich, was sieht unsere junge gnädige Frau elend aus! Und zu Fuß bei dem Wetter!

Als sie über den Gutshof ging, sah sie ihren Mann mit einem Fremden vor dem Stall stehen, während ein Knecht ihr Reitpferd Haffan am Halfter hielt. Der Fremde befah das Tier von allen Seiten, hob die Hüfte auf, um nach den Hüften zu sehen und öffnete jetzt dem Tiere das Maul und prüfte das Gebiß.

Was sollte das bedeuten? Unwillkürlich verlaugante die Baronin ihre Schritte. Da kam auch schon der Inspektor Lehmkuhl aus dem Hause auf sie zu.

„Gnädige Frau Baronin“, brachte er mit bebender Stimme heraus und vergaß in Eifer die Mühe abzunehmen.

„Gnädige Frau Baronin, um Gottes willen, geschieht das mit Ihrer Zustimmung? Soll der Haffan wirklich verkauft werden?“

Sie stieß einen Schreckensruf aus: „Der Haffan — verkauft? Mein Liebling, mein Haffan!“

Der Inspektor drohte mit der geballten Faust nach dem Fremden hin.

„Sagen Sie ein Wort, gnädige Frau, und ich schlage den Kerl die Knochen entzwei. Was hat der Kerl sich den Haffan anzusehen?“

Mit großen Schritten stiefelte er auf den Baron und den Pferdehändler zu. Gisela von Broctdorf folgte ihm mit schreckensblauen Gesicht. Ihr Mann trat ihr mit finsterner Miene entgegen.

„Was willst Du hier?“ herrschte er sie an. „Abjassen will ich den unnötigen Fresser. Hier ist schon ein Käufer.“

„Du willst das Pferd verkaufen?“ stieß sie zitternd hervor.

„Du siehst es ja“, antwortete er kurz. „Wir

„Nicht wahr, Haffan, ich gebe dich nicht fort, du mein einziger Freund?“

Dann nickte sie dem Pferdehändler kurz zu und ging, ohne ihren Mann eines Blickes zu würdigen, auf das Haus zu. Der Inspektor humpelte hinter ihr her. Er war voll Bewunderung und Liebe für seine gnädige Frau. Der Pferdehändler aber kratzte sich den Kopf.

„Ne, Herr Baron, gnädiger Herr Baron, das ist kein Geschäft für mich. Wie soll ich zahlen mein Geld und muß geben heraus nachher das Pferd. Behalten Sie Ihr Pferd und ich werde behalten mein Geld. Das ist besser für uns beide.“

Während Gisela auf ihr Zimmer gegangen war, wo sie sich einschloß, um sich vor niemandem sehen zu lassen, hatte der Baron wütend sehen müssen, wie Herr Levy gegen alles Zureden taub blieb und endlich adseizend den Hof verließ.

In der ärgerlichsten Laune war Eberhard von Broctdorf ins Haus gegangen, als ihm der Diener meldete, daß Besuch gekommen sei, der im Herrenzimmer warte. Ueberrächt blieb der Baron in der Tür stehen, als sich eine lange Gestalt aus dem bequemen Lehnsstuhl erhob, die Zigarette aus der Hand legte und mit einem verbindlichen Lächeln auf ihn zukam.

„Mein lieber Herr von Rahden, das ist ja einfach reizend! Sind Sie wieder von Paris zurück? Neueste Mode mitgebracht? Mit heilem Herzen zurückgekommen?“

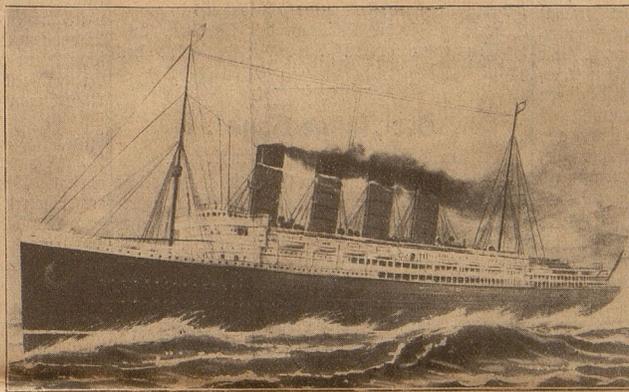
„Stimmt!“ sagte der andere lächelnd, aber doch mit Selbstbewußtsein.

„Wer es so gut hat, wie Sie“, seufzte der Baron. „Unserins liegt an der Kette. Und nun wollen Sie wieder in der Gegend bleiben?“

Herr von Rahden nickte. Er hatte mal wieder ein paar Wochen in Paris verlebt. Das griff an, besonders wenn man schon am Ende der Fünftziger stand, aber er war nicht totzukriegen. Das einzige war, daß er sich mal ein Weilchen in seiner Villa am Rabeburger See ausruhte und Landluft genoß. Im Herbst wollte er dann wieder nach Berlin übersiedeln, wo er ein prachtvolles Junggesellenheim besaß. Er konnte sich's leisten.

Da kam ihm der Gedanke Herrn v. Rahden anzuborgen. Er sah freilich schon tief bei ihm in der Kreide, aber vielleicht half der ihm noch einmal aus. Gerade, als er davon anfangen wollte, fuhr ein Wagen vor, und im nächsten Augenblick brachte der Diener die Karten herein.

Graf Broctdorf und Braut. Das traf sich großartig! Hermine Luchtmüller war sicher etwas nach dem Geschmack des verwöhnten Lebemanns. Hoffentlich gelang es, die Gäste festzuhalten, und wenn dann Herr von Rahden in Feuer gekommen war, wollte der Baron die gute Stimmung ausnützen. Es konnte sich gar nicht besser treffen. (Fortsetzung folgt.)



Zum Untergang der „Lusitania“.

Der englische Riesendampfer wurde von einem deutschen U-Boot an der irischen Küste torpediert. Er ist 1907 gebaut worden und hatte eine Wasserverdrängung von 31.550 Tonnen.

sind gerade handelskeimig geworden. Ich brauche das Geld notwendig und kann keine überzähligen Pferde an der Krippe stehen haben. Der Stall verschlingt sowieso ein Heidengeld.“

„So schaffe die Kumpferde ab“, sagte sie mit einem Verzicht, einen bestimmten Ton anzudeuten. „Haffan ist mein Eigentum. Er ist ein Geschenk meines Vaters, und ich erlaube nicht, daß er verkauft wird.“

„Erlaube nicht!“ ahnte er ihr spöttisch nach. „Ich bin der Herr hier auf dem Gute, und ich sage, das Pferd kommt fort.“

„So schicke es nach Wien an meinen Vater, ich will ihn bitten, daß er Dir das Geld dafür zahlt.“

Er lachte laut auf. „Das siele mir gerade ein. Hier der wackere Herr Levy zahlt mir das Geld noch heute bar auf den Tisch. Da weiß ich, was ich habe. Und nun geh' und mische Dich nicht in unsere Geschäfte.“

Sie war rasch an den Fremden herangetreten, der unaufhörlich vor ihr danierte.

„Herr Levy“, sagte sie. „Ich nehme an, daß Sie ein ehrlicher Mann sind. Das Pferd gehört mir und ich verkaufe es nicht. Wenn Sie es trotzdem bezahlen, so werden Sie ein schlechtes Geschäft machen. Mein Vater wird es von Ihnen zurückfordern, also ich verkaufe das Pferd nicht. Verstehen Sie?“

Eine Entschlossenheit, wie sie sie noch nie gekannt, war über sie gekommen. Und nun legte sie zärtlich den Arm um den Hals des Pferdes und den Kopf an seine Wange.

Eine Fahrt ins zerstörte Ypern.

Ein englischer Offizier gibt in der „Times“ eine eindrucksvolle Schilderung einer gefahrvollen Fahrt im Kraftwagen nach Ypern, die er mit drei Kameraden unternahm:

Von der Stadt aus, in der sie lagen, fuhren sie erst die Hauptverkehrsstraße entlang, auf der sie Versorgungs- und Munitionskolonnen, Motor-Kreuz-Automobilen und allen Arten von Transporten begegneten, die sie zu einem kriechenden Tempo zwangen. Sie kamen durch mehrere kleine Dörfer, die mit Soldaten angefüllt waren. In der Ferne hörten sie den Donner der schweren Geschütze. Als sie noch eine Strecke weiter gefahren, waren sie die einzigen Lebewesen auf der verwüsteten Straße. Sie wunderten sich wohl über diese völlige Ruhe, waren aber nicht vor dem Wege gewarnt worden.



„Weiter vorn“, erzählt der Offizier weiter, „konnten wir wenigstens sechs Flieger sehen, die sich wundervoll klar vom Himmel abhoben. Von überall war das „Bum“ der Abwehrkanonen zu hören, und hoch oben eine weiße Rauchwolke und dann das eigentümliche Röcheln der platzenden Schrapnelle. Wenigstens 50 Granaten wurden auf das eine Flugzeug abgefeuert, das sich in rasender Geschwindigkeit fortbewegte. Die ganze Luft zuckte von herfenden Schrapnellen, und es schien, als ob niemand da oben am Leben bleiben könnte. Wir hörten die Granaten, die über dem verwüsteten Hymn platzten und fahen bisweilen den Blick, wenn sie zerplatzten. Auf eine Eisenbahnlinie war eine deutsche Granate gefallen, eine der Schienen hatte sich geworfen und hoch in die Luft aufgerichtet. Überall trugen die Felder Zeichen des Krieges, sie waren von ungeheuren Löchern zerfissen. Wir mußten sehr vorsichtig fahren, da die Straße stellenweise in Stücke geprenzt war. An einem Felde kamen wir vorbei, auf dem kaum ein Quadratfuß Gras stehen geblieben ist. Die Löcher sind ungeheuer und zum Teil mit Wasser gefüllt.

Plötzlich zuckte eine blendende Flamme auf, ein betäubender Knall, und unser Wagen schwankte. Jeder hatte einen Stoß in den Rücken erhalten und kauerte nieder, als eine furchtbare Ladung Erde, Holz und Steine über uns und um uns her flog. Wir waren in großer Bestürzung. Die Granate war nur etwa 20 Meter von uns entfernt heruntergekommen und explodiert. Ich war halb taub. Wir fuhren weiter, jede Minute eine zweite Granate erwartend, da wir wußten, daß wir von den deutschen Beobachtungsposten bemerkt worden waren, und daß sie auf uns zielten, ohne zu wissen, wo und wann eine andere zu erwarten war. Die Richtung der nächsten Granate war vorzüglich, und nur ein Zwischenraum von kaum 20 Meter rettete uns.

Wir fuhren durch ein zerstörtes Dorf, die Häuser waren alle Ruinen. Vor uns konnten wir die Trümmer der Kathedrale und einen kleinen Turm der wundervollen Tachhalle von Hymn sehen. Der große Platz, die Eisenbahnstation, die Kathedrale, die Tachhalle, alles ist nur noch ein Trümmerhaufen. Steine von ungeheurer Größe liegen durcheinander, schöne Säulen, die zu sehr zerschmettert sind, um wiederhergestellt zu werden. Nur die Mauern blieben stehen, die Dächer sind weggerissen. Im Zentrum ist alles zerstört. Die Kathedrale links von der Tachhalle ist vernichtet. Gähnende Löcher sind hier und da zu sehen. An anderen Stellen sind

die runden Merkmale von Granaten zu sehen, die getroffen hatten, aber nicht durchschlugen. Alle Türen und Öffnungen sind verammelt. Die wunderbaren Glasfenster sind in Atome zerprengt. Außerhalb der Ruinen ist eine Statue, die erstaunlicherweise unberührt blieb, obgleich sich Steine zu allen Seiten häuften. Tausende von Granaten sind dort gefallen. Die Häuser auf beiden Seiten sind Haufen von Trümmern und verbogenen Eisen.

Erst als wir zurückkamen, hörten wir, wie lebensgefährlich der Weg war, den wir gemacht hatten, daß ihn sonst niemand betrat, und daß es Wahnsinn war, in einem Wagen dort zu fahren. Trotzdem waren wir heil entkommen und, einen anderen Weg wählend, kehrten wir nach Hause zurück, wo wir am Abend wieder sein sollten. Wir fuhren an einer Frau vorbei, die ihre Habseligkeiten herausstrug und sie auf einen Wagen lud. Eine Granate war in das erste Stockwerk eingeschlagen und hatte es in Stücke gerissen. Betten hingen an den Ranten, das Dach war zur Hälfte herabgeglitten, und die Vorderseite war zerprengt, und Ziegel und Holz bedeckten den Platz. Plötzlich sahen wir alle Menschen in einen Schuppen stürzen, und in einer Entfernung von etwa 100 Meter explodierte eine Granate mit heulendem Geräusch, und Kugeln schlugen in die Dächer und tauchten über die Straßen. Als wir weiterfuhren, konnten wir um die Stadt herum die Festballons in großer Höhe sehen, die die Schützengräben freistellten. Wir machten einen großen Umweg und kamen heil zurück.“

Der „lange Hans“.

Zur Beschiesung von Dänkirchen.

„Die Festung Dänkirchen ist mit Granaten belegt worden.“ Das ist wohl eine der größten Ueber-raschungen, die unsere Seereschließung der Welt bisher bereitet hat. Nur meistens erkaunt aber mag der Herr Gouverneur gewesen sein, als die unheimlichen Geschosse wie Blitze aus heiterm Himmel auf seine Stadt herabkauten. Wenn die Festung auch gegen Flugzeug- und Luftschiffbomben nicht gesichert war, so war sie es nach menschlichen Ermessen doch gegen feindliche Artillerie. Denn bisher haben Belagerungs-geschütze noch niemals in eine Festung hineingeschossen, wenn weit vorgeschobene Forts die Angriffsartillerie zwangen, fünfzehn und mehr Kilometer von der Stadt entfernt zu bleiben. Und nun?

Weit und breit kein Feind zu sehen; die Flieger

können nichts entdecken. Man denkt an deutsche Schiffe, die die Furchheit so weit treiben, trotz der Beherrschung der Meere durch England einen Vorstoß gegen die französische Seefestung zu unternehmen. Aber auch die See ist bis an den fernsten Horizont frei von dieser Meerespest. Es hilft nichts, das Un glaubliche muß geglaubt werden: die Deutschen, die mindestens 30 Kilometer entfernt stehen, setzen sich wieder einmal über alles Herkommen hinweg und schießen mit Kanonen, die noch hinter ihrer Front stehen. Und mit nervenzerreißendem Donnern und Krachen speien die deutschen Riesengeschütze Tod und Verderben über die entsetzte Stadt. An einem heil gebliebenen Bodenstück wird der Durchmesser der Geschütze gemessen; er beträgt 38,1 Zentimeter, nur 4 Zentimeter weniger als bei den Zückerhüten der dicken Berta. Die Wirkung ist furchtbar. Ein einziges Geschöß reißt ein halbes Dutzend Häuser um. Tausende von Einwohnern verlassen suchend die Festung; die kein Mittel besitzt, um sich des furchtbaren Angriffs zu erwehren.

Wer ein wenig über neuere Riesengeschütze Bescheid weiß, ist nur erfreut, nicht überrascht; denn die Sache ist gar nicht absonderlich. Es handelt sich hier, wie die „Köln. Zig.“ schreibt, nicht um Stellungsgeschütze nach Art der dicken Berta, die bei kurzer, stark gekrümmter Flugbahn durch den wuchtigen Fall der Geschütze aus großer Höhe wirken, sondern um Kanonen, deren Aufgabe es ist, weit zu schießen. Wir wissen, daß die großen Schiffgeschütze Geschüttschussweiten von fast 20 Kilometer haben, und zwar bei geringen Erhöhungen von höchstens 20 Grad. Nichtet man die Rohre steiler in die Höhe, so hebt sich die ganze Geschüttsbahn, und die Schußweite vergrößert sich, bis sie bei einer Erhöhung des Rohres zwischen 40 und 45 Grad ihre Grenze erreicht. Man hat bisher die großen Schußweiten der schweren Flachbahngeschütze kaum ausgenutzt; denn das Schießen war infolge ungenügender Beobachtung bei so riesigen Entfernungen nicht lohnend; erst die Verwendung der Flugzeuge ermöglichte es auch hier, neue Wege zu gehen, und es ist klar, daß bei so großen Zielen, wie sie eine Festung bietet, die Treffsicherheit auch auf die größten Entfernungen völlig ansreicht. Wenn wir uns erinnern, daß schon im Jahre 1893 eine krüppliche 24-Zentimeterkanone eine Schußweite von 24 000 Meter erreichte (das Geschöß beschrieb dabei einen Bogen von über 9000 Meter Scheitelhöhe), und daß die Schußweiten mit der Steigerung des Kalibers und der Verlängerung der Geschüttsrohre bedeutend wuchsen,



Bildgröße 28×38 cm
Kartongröße 45×60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unseren HEERFÜHRERN in

Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.— pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.
- Wilhelm, Kronprinz
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz
von Bayern
- Herzog Albrecht von Würt-
temberg
- von Beseler, General der Inf.
- von Bülow, Generaloberst
- von Einem, General der Inf.
- von der Goltz, Generalfeld-
marschall
- von Hindenburg, Generalfeld-
marschall
- von Heeringen, Generaloberst
- von Kluck, Generaloberst

SD

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preussischen Wassergesetz

bearbeitet von

Justizrat Bitta, Breslau und Landrat Dr. v. Kries, Filehne.

Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind.

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's

Karte vom Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1:5 000 000

Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mitteländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto von

Preussische Verlagsanstalt G. m. b. H.,

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 1671, 9862, 11084

Preussische Weingrosshandlung

G. m. b. H.

Berlin SW., Ritterstraße 50a.

Fernsprecher: Amt Moritzplatz 152 63, 152 64 u. 152 65.

Als Spezialität empfehlen wir:

	per Ltr
Französischer Rotwein	1,—
Obermoseler	0,95
Edenkobener	0,85
Tarragona (rot) portweiniähnlich	1,25

— In Korbbflaschen von 5 und 10 Liter Inhalt. —

Ferner besonders preiswerte Weine in Flaschen:

Rot- und Bordeaux-Weine

1911er St. Laurent	0,90
Fronsac Bordeaux	1,—
1910er Château Laroche	1,20
1909er Saint Seurin	1,50
1905er Château Gazin Fronsac	2,—

Mosel-Weine

Obermoseler	0,80
1909er Remicher	1,—
1911er Wormeldinger	1,30
1911er Enkircher	1,50

exklusive Glas

Rhein- und Pfälzer Weine

1908er Gensinger	1,—
1911er Bingerter Kahlenberg	1,30
1912er Niersteiner	1,50
1910er Hallgartener	1,75

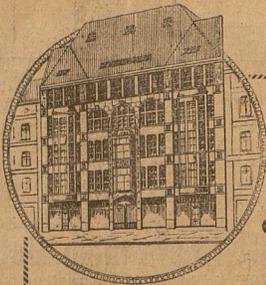
In Gross-Berlin liefern 5 Liter oder 10 Flaschen frei Haus und bitten um gefl. rechtzeitige Aufgabe des Bestells.

Bei Bezug von Waren

bitten wir höflichst, sich stets auf dies Blatt zu berufen.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.

Spezialfabrik für Durchschreibekassenblocks jeder Art zur Kontrolle in Detail-Geschäften aller Branchen



Telephon: Moritzplatz Nr. 1671, 9862, 11084
Telegraphenaufschrift: Chromgreve Berlin

Berlin SW68, Ritterstraße 50

An alle Kassenblockverbraucher!

Die Paragon Kassenblock Aktien-Gesellschaft in Berlin-Oberschöneweide ist ein englisches Unternehmen. Diese Tatsache sowie

das Vorgehen der Engländer gegen unser Vaterland

dürfte ausschlaggebend sein, Sie zu bestimmen,

in Zukunft nicht mehr unsere Feinde zu unterstützen,

sondern Ihren Bedarf an Kassenblocks bei einer deutschen Firma zu decken.

Unsere vor mehreren Jahren gegründete Gesellschaft hatte es sich zur Aufgabe gestellt, das Monopol der Engländer zu brechen, um den Konsumenten Kassenblocks zu angemessenen Preisen zu liefern. Der Erfolg ist nicht ausgeblieben; denn auch nach Erscheinen unserer Kassenblocks sind die Preise bedeutend heruntergegangen.

Wir liefern beide Systeme von Kassenblocks, geheftet und endlos, die Deckel leihweise. Die Qualität unserer Kassenblocks ist derjenigen der Konkurrenz-Fabrikate vollkommen ebenbürtig.

Wir haben unseren Betrieb aufrechterhalten, sind jederzeit in der Lage zu liefern, und bitten, bemusterte Offerte einzufordern.

Deutsche Kassenblock-Gesellschaft m. b. H.